

Erich Biechele

Bad Krozingen

*Er ist bei Kriegsende 1945 zehn Jahre alt, beschreibt sein Leben als kleiner Bub in **Endingen** in vielen Einzelheiten, gerade auch die bäuerliche Seite: Heuen, Arbeiten in den Reben. 1940 wird er mit seiner Familie, der Vater muss da bleiben, von etwa März bis Juni nach **Radolfzell** evakuiert: ins Hotel "Röble". Zurück erlebt er, wie Adolf **Hitler** hinter den siegreichen Soldaten des Frankreichfeldzugs im offenen Wagen durch Endingen fährt. Die Endinger haben in die Hohlwege und Reben etliche eigene Stollen gegraben zum Schutz gegen Luftangriffe: meist in Form von Hufeisen, also mit zwei Eingängen und wo es geht mit Stämmen abgestützt. Auf dem Schützen, einem Gelände, das dem **Freiburger NS-OB Kerber** gehört (seine Frau stammt aus Endingen), wird 1943 ein "Gemeindebunker" gebaut, in den Rebburg hinein, etwa 100 m lang und 80cm breit, bis zu den Ausbuchtungen, in den sich die Leute aufhalten können (Stollen gibt es heute noch, Eingänge zugemauert). Im März 1945 ist Erich mit 4, 5 anderen Kindern, darunter seine ältere Schwester Rita und der jüngere Bruder Bernhard, auf dem Schützen beim Spielen, als sich Tiefflieger nähern. Die Kinder retten sich in den Stollen, da kracht es. Zwei Bomben haben den einen Ausgang des Stollens verschüttet. Das Nachbarhaus Haberstroh ist beim Angriff völlig zerstört worden, das eigene Haus beschädigt: alle Ziegel weg. Schon längere Zeit Einquartierung von Soldaten, die im Wohnzimmer auf Stroh schlafen, ihre Pferde im Stall, das Gespann im Hof. Beim Angriff legen sich die Pferde hin: alle unverletzt. Grund des Angriffs: ein Funkwagen der Wehrmacht, der in der Bahlinger Straße steht. Nach dem Krieg Hunger auch bei Biecheles: sie haben zwar Tiere, aber keine, die Milch geben. Biechele schildert auch ein paar Jugendstreiche - mit und ohne Verwendung von herumliegender oder geklauter Munition. Die Franzosen kommen von **Kenzingen** her mit Panzern. Sie drohen der Endinger Bevölkerung, wenn nicht innerhalb zwei Stunden ein Stück des Panzergrabens um den Kaiserstuhl zugeworfen sei, werde Endingen bombardiert. An den Stadteingängen von Endingen sind Panzersperren aus 4 m langen und 40 cm dicken Metallpfählen errichtet worden. "Alles hat nichts genützt." Auf der **Amolter Höhe** stehen Flakgeschütze, wo die Buben nach Kriegsende im Boden vergraben etliche Munitionskisten finden. Die einquartierten Soldaten haben die Buben sogar mal mit dem MG schießen lassen. Quasi als Knecht arbeitet der Junge beim benachbarten Weingut Schwehr, viel familiäre Details.*

Geboren bin ich am 5. April 1935 in Endingen am Kaiserstuhl als Drittljüngster von vier Buben und vier Mädchen. Unser Elternhaus stand in der eng besiedelten Oberstadt, Stollbruckstraße 32. Es war ein 150 Jahre altes Haus. Ein Wohnhaus mit angebauter Scheune, Garten und Hof. (1954 zog ich nach Bad Krozingen.)



Die Endinger beim Einsteigen in den Zug, der sie 1940 aus der Gefahrenzone bringen sollte.

Foto: Privat, Reproduktion: BZ

Evakuierung 1940

Beim Frankreich-Feldzug der Wehrmacht 1940 wurde Endingen teilevakuert. Als wir zum Bahnhof kamen, stand hier ein langer Zug. Viele Leute waren hier. Unser Vater hat uns zum Bahnhof begleitet. Er musste allerdings zu Hause bleiben. Mutter war mit dem 8. Kind schwanger. Kaum war unser Zug 100 Meter gefahren, da gab es draußen einen Luftkampf zweier Flugzeuge zu sehen. Ich bin dann nach „draußen“ gegangen. Die einzelnen Waggons verband ja früher ein Steg. Mutter hat mich gleich wieder rein geholt, und wir mussten beten.

In Radolfzell hieß es aussteigen. Am Bahnsteig hat uns ein Mann mitgenommen. Es war der Wirt des Hotels „Rössle“ in Radolfzell, wo wir dann wohnten. Es stand in der Nähe des Bahnhofs. Über einen Steg kam man über die Gleise zum Bodensee, wo wir mit Hilfe eines Taschentuchs kleine Fische gefangen haben. Ich weiß noch: Im Restaurant standen einige Tische mit weißen Tischdecken. Alles sah gut aus. Unser Vater hat uns mal einen Korb voller Kaiserstühler Kirschen geschickt. Ich schätze, dass wir etwa vier Monate fort waren, von März bis Juni 1940. Unsere Tante, die Schwester meines Vaters, war in Altdorf.

Der Hitler kommt

Eines Tages sagte meine Mutter zu mir, ich solle auf den Marktplatz gehen: „Der Hitler kommt“. Wer Hitler war, wusste ich noch nicht. Mutter sagte noch, dann kann ich später immer sagen, dass ich den Hitler gesehen habe. Ich ging also zum Marktplatz. Kann heute noch so ziemlich genau sagen, wo ich gestanden bin. Viele Menschen waren da. Da kamen, von Königschaffhausen her durchs Torli ziehend, jede Menge Soldaten. Zuerst berittene Soldaten. Da waren auch Frauen am Straßenrand, die hatten Weinkrüge in der Hand und reichten den Soldaten den Wein. Nach dem Reitervolk kam

dann dazwischen ein Auto ohne Verdeck. Da stand dann der Hitler, den rechten Arm nach oben haltend. Das muss im Sommer 1940 (nach dem Waffenstillstand in Frankreich) gewesen sein.

Tante Maria und die Bombardierung von Endingen

Auf dem Venusberg, der an unser Anwesen angrenzte, keine 100 Meter Luftlinie von meinem Elternhaus, steht immer noch das Elternhaus meines Vaters. Darin wohnte die Schwester meines Vaters, Tante Marie, wie wir zu ihr sagten. Sie hatte ihre Eltern bis zu ihrem Tode versorgt. Großvater, geboren 1846, war noch Nagelschmied, und wenn ich als zur Tante kam, war da immer noch der Raum, wo Großvater seine Nägel machte. Mein Vater hat mich immer mitgenommen zur Tante, wenn es galt, ihre zwei, drei Weinfässer innen zu putzen. Da musste ich dann reinschlupfen.

Eines Nachts, mitten im Schlaf, hörte ich plötzlich rufen: „Marie, Marie, steht auf, Endingen wird bombardiert.“ Die Stimme kannte ich sofort. Es war unsere Tante Marie (meine Mutter hieß auch Maria). Wir haben uns schnell angezogen und sind Richtung eines Rebberges gelaufen. Nach etwa 200 Meter, wir waren schon im freien Feld, hörten wir plötzlich, wie ein Flugzeug über uns hinweg zog, aber nichts geschah. Nach weiteren 200 Metern kamen wir dann in eine Hohl-gasse.

In die Raine der Hohl-gassen haben die Endinger Leute ihre privaten Bunker gebaut. Hier fanden wir einen leeren Bunker. Er war auch nicht ausgebaut, also die Decke z.B. abgestützt. Wir gingen trotzdem hinein. Über uns waren etwa 5 bis 8 Meter Lehm-boden. Hier standen wir nun in einem Kreis. Mutter zündete eine Kerze an, und wir haben lange gebetet. Nichts geschah mehr, und alles war ruhig. Wir gingen dann wieder heim. Welche Jahreszeit es war, weiß ich nicht mehr. Kalt war es jedenfalls nicht.

Gemeinde-Bunker auf dem „Schützen“

Zunächst möchte ich einmal den Begriff „auf dem Schützen“ näher erklären. Etwa 50 Meter von meinem Elternhaus steht heute noch das Gasthaus „zum Schützen“, wo die Stollbruckstraße endet. Während der Nazi-Zeit hieß sie Leo-Schlageter-Straße. Gegenüber vom Gasthaus stand das Weingut Schwehr (hierüber möchte ich auch noch einiges berichten). Beide Häuser bildeten noch zu meiner Jugendzeit die Bebauungsgrenze. Auch die Stadtmauer verlief hier. Zum Teil ist sie noch heute und gut sichtbar.

Der „Schützen“ ist ein größerer Platz, der Ausgangspunkt, um in die umliegenden Felder, Reben und Umgebung zu gelangen, z.B. durch das Erletal mit Weiher und hoch zum Katharinenberg. Hier auf dem „Schützen“ steht ein Kreuz, links und rechts je ein Lindenbaum, dahinter eine Kapelle. Nach hinten war ein riesiges Gartengelände. Das ganze gehörte dem Oberbürgermeister von Freiburg während der Nazizeit, Dr. Kerber. Seine Frau, eine geborene Wagemann, stammt von Endingen.

In diesem Garten standen auch große Obstbäume. Da haben wir uns immer nach dem Krieg und in der Hungerzeit mit Obst versorgt. Da kam oft ein Mann aus dem Ortsteil „Hof“ und sagte zu uns:

„Kinder kommt, wir gehen in Großvaters Garten“. Auch ein größeres Gartenhaus gab es. Kurz nach Kriegsende wurden die ganzen Gerätschaften usw. dort untergebracht. Dann wohnte eine Familie Wagner lange darin. Zum Gasthaus „Schützen“ gehörte auch der große Schützengarten, zum Teil ummauert, und eine Kegelbahn, in der ich auch die Kegel aufsetzte und so viele Gespräche mitbekommen habe von den Keglern über den Krieg.

Auch einen Schützenstand gab es natürlich, wo die Schützen ihre Treffsicherheit übten. Im Trefferstand habe ich geholfen - mit einer Stange, an der ein Ring befestigt war, um die Treffer anzuzeigen. Sonntags war Tanz im Schützengarten, mit Geigenmusik. Zu Hause im Bett hörte ich sie noch. Daher sind mir diese alten Lieder heute noch im Gedächtnis, und ich freue mich immer, ihnen zu lauschen, wenn man sie z.B. im Radio hört.

Auf dem Schützen haben wir auch oft Fußball gespielt. Das war eine staubige Angelegenheit. Der Platz nicht geteert, alles war Naturboden. Dann haben wir meistens barfuß gespielt, danach war fast immer der große Zeh blutig. Fiel mal der Ball in den Schützengarten, war das für den, der ihn rausholen musste, eine kitschige Sache. Der Schützenwirt Zipse lag oft mit einer Peitsche auf der Lauer.

Wenn es regnete, floss viel Wasser den Rebberg runter auf den Schützen und ums Kreuz herum weiter. Dann haben wir eine kleine Schlammmauer gebaut, und das Wasser wurde gestaut. Dann kam der Gemeindegärtner Wagner und brüllte los.

1943 wurde auf dem Schützen ein Gemeinde-Bunker durch die Baufirma Flamm von Wyhl gebaut. Rechts von der Kapelle ging der Bunker in den Rebberg rein. Er verlief etwa hufeisenförmig, ca. 80 Meter breit und 100 Meter lang und in einer Hohlgrube wieder raus. In Abständen waren links und rechts Nischen darin, wo sich die Leute aufhalten konnten. Licht gab es keines. Den Bunker gibt es heute noch. Lediglich sind beide Eingänge zugemauert.

Ein Ereignis, das ich nie vergessen werde: Es war der 13. oder 17. März 1945. Wahrscheinlich war es ein Donnerstag, denn an diesem Wochentag konnte man Holz im Wald auflesen. Wir Geschwister waren also morgens im Wald mit unserem Handwagen. Mit dabei war mein jüngerer Bruder Bernhard und meine ältere Schwester Rita. Wir waren also fünf bis sechs Kinder und haben uns zwischen Kreuz und Kapelle rumgetrieben.

Dann zog das Unheil blitzschnell über uns auf. Wir hörten die Motoren von Flugzeugen aufheulen, das Geräusch kannten wir schon aus „Erfahrung“. Soldaten, die in der Nähe waren, haben uns laut zugerufen: „Kinder, schnell in den Bunker!“. Es war blauer Himmel. Im Rennen sah ich noch zwei Flugzeuge vom Katharinenberg her kommend. Kaum waren wir im Bunker, gab's einen lauten Knall und es hat uns hin und her geworfen. Wir rannten weiter und wollten zum anderen Ausgang. Da kamen wir aber nicht mehr raus, der Ausgang war verschüttet. Wir kehrten um zum Eingang und waren wieder im Tageslicht.

Die zwei Lindenbäume neben dem Kreuz flackerten oder brannten. Wir liefen die Hohlgasse rauf, dort brannte das Gras, und rannten bergauf weiter bis in das Gewann Gutelseck. Dort trafen wir Erwachsene und die sagten, wir sollen doch heimgehen. Später habe ich erfahren, dass zwei Bomben genau an dem einen Eingang explodiert sind. Phosphorbomben fielen auch.

Zuhause angekommen, war alles, was wir sahen, furchtbar. Vor unserem Haus stand das Haus unseres Nachbarn Haberstroh. Von diesem Haus waren nur noch Trümmer da. Ein Volltreffer hat alles zerstört. Mein Elternhaus stand zwar noch, aber ohne Fenster und Verputz, und das ganze Dach war abgedeckt. Aber Gott sei Dank, alle lebten noch.

Mutter hat uns erzählt, Vater und sie wollten in den Keller rennen, sie mussten eine Treppe runter und da wurden sie vom Angriff überrascht. Meinem Vater hat es das Trommelfell zerstört. Zu dieser Zeit hatten wir schon länger Soldaten in unserem Haus. In der Scheune standen ihre Pferde. Gerade in der Zeit des Angriffs kam ein neuer Trupp Soldaten mit Pferden an. Das Hoftor stand offen und die Pferde mit Wagen dazwischen. Mutter erzählte es uns, dass in dem Augenblick, als die Bombe zischend runter kam, sich die beiden Pferde auf den Boden legten. Nichts ist ihnen geschehen. Die Soldaten rannten in die Scheune.

Der ganze Hof war voll mit Schutt und Ziegeln. Den ganzen Dreck haben wir später mit einem einachsigen Handwagen ca. 500 Meter weit weg gefahren auf den Schuttplatz. Mein Vater war auch schon älter, geboren 1880.

Der Grund des Angriffs war ein Funkwagen der Wehrmacht, der im Bahlinger Weg stand und zwischen den feindlichen Flugzeugen rumgefunkt hat. Ein Soldat hat später die Tochter des Schützenwirts Zipse, Milly, geheiratet. Der Mann starb erst 2004 in Endingen.

Nun, die erste Nacht nach diesem Geschehen haben wir bei unserer Tante Lina verbracht. Sie wohnte mit ihrer Familie in der Hauptstraße, hatte eine kleine Zigarrenfabrik, ihr Keller war ausgebaut und wir schliefen in Etagenbetten. Am anderen Tag zogen wir wieder in das fast kaputte Elternhaus. Ich weiß noch, mein Bett stellten wir in einen anderen kaputten Raum. Mein Vater hat vier Rebstecken an die vier Ecken des Bettes genagelt, daran über das Bett ein Tuch gespannt, damit mir der Verputz nicht auf den Kopf fällt. Das Klohäuschen, welches im Hof stand, ist durch den Angriff auch verschwunden, und wir mussten unsere „Sitzungen“ lange Zeit hinter dem Misthaufen abhalten.

Beim Nachbarhaus, von meinem Elternhaus nur etwa 1.50 Meter entfernt, fiel der ganze Dachstuhl, so weit er Platz hatte, zwischen beide Häuser. Auf den Dachsparren sind wir als hoch und runter geklettert. Hier wohnte die Witwe Hügel; sie hat immer laut mit sich gesprochen. Am anderen Tag kam noch einmal ein Flugzeug und hat eine Bombe hinter unserem Haus aufs Nachbarhaus geworfen. Dabei kam dieser Nachbar (Herr Burkhardt) ums Leben.

Von einem befreundeten Kaufmann bekamen meine Eltern große Platten geschenkt, die wir auf den bewohnten Teil des Hauses nagelten. 1950 bekam dann die Scheune einen neuen Dachstuhl und alles wurde mit Ziegeln gedeckt.

Mein älterer Bruder Willy, geboren 1929, hat die Ziegel abgearbeitet in einer Ziegelei in Emmendingen. Willy war im 2. Lehrjahr als Schreiner bei der Schreinerei Volk in Emdingen. Dann musste er noch einrücken. Die Burschen mussten im Elsass schippen. Als die Front näher rückte, wurden sie nach Emmendingen verlegt. Da fuhr dann meine Mutter hin und hat ihn einfach mit heim genommen. Nach dem Krieg hat Willy dann bei Landwirten gearbeitet im Elztal, da bekam er fast nichts zu essen. Er ist dann abgehauen und ging nach Waltershofen und Forchheim. Beim Forchheimer Bauer hat er dann gearbeitet, und wir durften jeden zweiten Tag kommen, um etwas Essbares zu bekommen.

Einmal kam ein Handel zustande. Meine Eltern hatten einen Ledergürtel und der Bauer sagte, wenn er ihn haben kann, bekommen wir einen Sester Weizen. Als wir heim kamen und Mutter in den Sack schaute, da hatte er uns Mais rein getan. Sogleich mussten wir wieder nach Forchheim, meine Schwestern Gertrud und Rita und ich. Wir mussten ihm sagen, entweder Weizen oder den Ledergürtel wieder mitnehmen. So kamen wir zum Weizen. Seinerzeit gingen viele Endinger jeden Tag nach Forchheim, um etwas Essbares aufzutreiben.

Nach dem Krieg haben wir auch lange Hunger gelitten. Wir hatten zu Hause zwar Reben, zwei Schweine und Hühner, aber keine Kuh oder Ziegen. Da fehlten Milch, Butter oder Käse. Wir mussten morgens früh schon über den Berg nach Amoltern, Milch betteln. Emdingen lag im Kreis Emmendingen. Wenn es dann hieß, im Kreis Freiburg gibt's eine Brotzuteilung, dann hat uns Mutter nach Kiechlinsbergen geschickt (ca. 6 km eine Strecke), um einen Laib Brot zu holen.

Unsere Nachbarin Frau Ulrich (ihr Mann ist gefallen) hatte nur einen Sohn (Herbert, mein Freund und Schulkamerad). Immer wenn ich zu ihnen kam, hat sie ein kleines „Schränkli“ aufgemacht, um mir daraus ein Stück Brot zu geben. Das habe ich nie vergessen. Mit einem Rucksack voller Weizen mussten wir nach Bahlingen in die Mühle, um es mahlen zu lassen.

Zu Herbstbeginn haben wir lange Jahre immer den Herbst „eingeschossen“. Da sind wir noch bei Dunkelheit morgens aufgestanden. Herbstbeginn war immer dienstags. An einem ca. 30 cm langen Holzstab war ein etwa 4 m langes Seil befestigt. Durch Schwingen über dem Kopf mit Rückschlag gab es einen Knall. Beim Kaufmann Zimmermann haben wir Bonbonbüchsen geholt, etwa 50 cm lang. Da kam Karbit und Wasser rein, und nach einer kurzen Zeit wurde angezündet mit der Folge, dass es einen Knall gab. Auch mit Pulver haben wir geschossen.

An einem Samstagmittag kam einmal das Studio Beromünster aus der Schweiz. Auf dem Schützen haben wir für sie noch einmal „den Herbst eingeschossen“. Als Belohnung bekam jeder ein Töpfchen Schokolade. Das war die erste Schokolade in meinem Leben.

Kurz vor dem Herbst hatte unser Vater viel Arbeit im Keller. Die Trotte wurde gerichtet, der Zuber geputzt, und waren noch Reste Wein in den Fässern, wurde dies in Flaschen abgefüllt. Die Fässer mussten innen geputzt werden. Da musste ich meinem Vater immer helfen. Ich musste in die Fässer rein. Das war eine nasse Angelegenheit. Am Schluss wurde das Fass eingeschweifelt. Einige Schwefelschnitten habe ich mir in meinen Hosensack gesteckt.

In meiner Gegend gab es seinerzeit noch keine Kanalisation. Das Abflussrohr der Küche endete auf dem Bürgersteig. Nachts liefen wir „spazieren“ und wenn wir in einer Küche Licht sahen, wurde eine angezündete Schwefelschnitte in die Öffnung des Abflussrohres gelegt. Die Küchenfenster wurden dann alsbald aufgerissen. Wir waren schnell auf den Beinen, denn wir mussten immer vom Ort des Geschehens verschwinden.

Unser Bunker

Immer öfter heulte die Sirene. Ich schätze, das war ab Sommer 1944. Tagsüber war meistens Fliegeralarm. Jetzt aber: Wo immer hinrennen und Schutz finden? Unser Haus war nicht ausgebaut zum Schutz gegen Bomben und Granaten. Im vorderen Haus Haberstroh war der Keller als Schutzraum umgebaut, aber er war viel zu klein, und so konnten nicht viele Leute rein. So war noch ein anderes Nachbarhaus da zum Schutz, und zwar das der Familie Bindner. Es ist ein großes Haus mit einem tiefen und großen Keller. Da sind wir dann rein.

Da war wieder Fliegeralarm. Meine Schwester Gertrud ist mit mir losgerannt. Auf der Stollbruckstraße lief neben mir eine Frau, sie bekam einen Schuss von einer Bordwaffe in den Schenkel. Wir sind einfach weiter gerannt. Ein anderes Mal war ich mit meiner Mutter auf dem Weg in die Reben. Es war immer das gleiche, und immer ging alles schnell. Wir hörten ein Flugzeug, die Motoren haben aufgeheult und dann kam der Bordwaffen-Beschuss. Diesmal geschah es im Erletal, und da gibt's auch heute noch die Allee, und da hat mich meine Mutter unter eine Sitzbank geworfen. Ein anderes Mal waren Mutter und ich auf dem Weg zum Riegeler Acker. Auch hier war es eine Allee, und wir sind in einen Schützengraben gesprungen, der etwa ein Meter tief war und eine S-Form hatte.



***Die Familie Biechele wohl mit weiteren Kindern aus der Verwandtschaft oder Nachbarschaft.
Foto: Privat, Reproduktion: BZ***

Nachts schossen die Franzosen, oder wer immer es war, mit Granaten auf Endingen. Wir hörten den Abschuss durch eine Art Pfeifen, das sich verstärkte, je näher die Granate kam, und dann der Einschlag. Einmal hat es ganz furchtbar gebrannt.

Um nachts in Ruhe und Sicherheit zu sein, haben viele Endinger Bürger, die eine Möglichkeit hatten, einen eigenen Bunker gebaut. Auch wir, und zwar im Gewann Langeneck, wo wir ein Stück Reb Gelände haben. Es liegt auf einem Bergausläufer des Katharinenbergs. Der Wald ist nahe, und unten hatte es Wiesen. Oftmals, wenn ich mit meinem Vater in den Reben arbeiten musste, sahen und hörten wir Fasanen, Rebhühner und Rehe. In die Böschung der Rebanlage gruben wir den Bunker. Er hatte zwei Eingänge. Im nahen Wald schlugen wir Akazienstämme. Mit diesen wurde die Decke abgestützt. Etagenbetten standen darin. Dies war nun lange unsere Übernachtungsstätte für die ganze Familie. Abends sind wir mit unserem Handwagen hoch.

Einmal hatte ich etwa eine Woche lang große Schmerzen in beiden Hüften, konnte fast nicht mehr laufen und wollte ins Wägli sitzen beim Hochfahren. Es waren ungefähr 1,5 km bis zum Bunker. Meine Geschwister waren aber mit dem Hochfahrenwerden nicht einverstanden, und so musste ich halt laufen. Ich hatte Hüftgelenkentzündung. Zirka 1966 kamen die Schmerzen wieder. Schon damals wollten die Ärzte mir ein neues Hüftgelenk einoperieren. Da sie aber bloß etwa zehn Jahre halten, habe ich es damals nicht gemacht. Habe mich dann auf einen neuen Berufszweig umgeschult.

Unsere Tante Marie hatte im Bunker einen verschlossenen Weidenkoffer stehen. Da sind wir Geschwister (ein Teil) mittags mal hoch, haben den Korb rausgeholt aus dem Bunker, geöffnet und

durchwühlt, lediglich Süßstoff haben wir gefunden, der dann gleich genossen wurde. Plötzlich kam ein Flugzeug und warf zwei Bomben etwa 50 Meter von uns in eine Wiese am Waldrand. Sie sind nicht explodiert. Wir sind rüber gegangen. Ein Mann stand auch schon da. Die zwei Bomben steckten ca. 1,50 Meter im Boden. Sie waren zu sehen. Ich warf einen Stein auf eine und bekam dann von dem Mann eine an die Ohren. Die Bomben lagen bloß ca. 2 Meter nebeneinander.

Auf dem Katharinenberg stand auch ein Eisenturm. Eines Morgens, als wir aus dem Bunker kamen, stand er nicht mehr. Deutsche Soldaten haben ihn gesprengt. Hier auf dem Reb Gelände hatten die Deutschen auch einen Laufgraben ausgehoben. Von dem Bunker aus hatten wir einen weiten Ausblick. Eines Mittags, als die ganze Familie oben war, haben uns die Eltern darauf aufmerksam gemacht, dass von Kenzingen her Panzer kommen, die in Richtung Forchheim/Endingen fahren. Es waren vier bis sechs Stück, die ich sah. Es war Sonnenschein. Es waren Franzosen.

Die Endinger Bevölkerung musste auch mithelfen, den großen Panzergraben um den Kaiserstuhl auszuheben. Beim Aushub war ich mal dort und habe zugeschaut, wie die Leute geschuftet haben. Da kam ein feindliches Flugzeug. Es flog sehr tief, etwa 100 m hoch. Es hat aber nicht geschossen. Als die Panzer vor Endingen standen, erzählte unsere Mutter, sollen die Besatzungen den Endingern gesagt haben, wenn bis in zwei Stunden nicht ein Stück des Grabens zugeworfen ist, werde Endingen bombardiert.

Die Stadteingänge von Endingen wurden auch dicht gemacht. Bei uns oben habe ich zugeschaut, wie sie zwischen dem Gasthaus „Schützen“ und Weingut Schwehr die Straße mit etwa 4 m langen und etwa 40 cm dicken Metallpfählen versperrt haben. Sie wurden einfach reingerammt. Alles hat nichts genützt. In unserem Bunker haben wir jeden Abend gebetet.

Meine Kameraden, die „Schützemer Bande“

Alle meine Kameraden haben in unmittelbarer Nähe gewohnt. Nicht immer waren alle oder die gleichen beieinander. So wie es sich eben ergab. Namen, die mir noch einfallen: mein jüngerer Bruder Bernhard, Günter Bohn und Walter Scherert. Leider schon tot sind Bernhard Buckholz, Erich Wissert, Herbert Ulrich, Erwin Ringswald und Otto Haberstroh. Es war eine schöne Gruppe, keine Bande im negativen Sinn. Eigentlich waren wir ja bloß zwei, drei Jahre so richtig beisammen. Zunächst hat ja auch eine Rolle gespielt, dass 1944/45 keine Schule war. Und wegen Lehrermangel hatten wir in den nächsten zwei Jahren nur einige Stunden Schule in der Woche.

Vielleicht zwei bis drei Wochen nach Kriegsende haben wir erfahren, dass am Leopoldskanal in der Nähe von Kenzingen Berge von Pulverstangen liegen sollen. Also sind wir losgezogen.

Eine Weile nach Endingen kamen wir auf einen vorgetäuschten kleinen Flugplatz. Schon während des Krieges waren wir mal dort. Da standen noch vier Holzflugzeuge. Sie sollen auch mal bombardiert worden sein. Direkt am Leopoldskanal entlang Richtung Oberhausen verläuft ein Waldstück. Vielleicht 100 Meter vor dem Wald direkt am Weg stand noch ein großes Geschütz. Das Geschützrohr, vier bis fünf Meter lang, war abgesprengt. Alles war ebenerdig mit Betonmauern. Da lagen noch einige

Patronen mit Spitz drauf. Alleine konnte ich eine Patrone nicht hochstellen. Zu zweit ging es, und wir warfen sie dann an die Betonmauer, bis der Spitz weg war. Im Munitionsrohr waren zwei Seidensäcke voller Pulverstänge. Jedes ca. 30 cm lang.

Nun ging es weiter über den Leopoldskanal. Die Brücke war noch unbeschädigt. Was wir nun sahen, war überwältigend. Am Ufer lagen haufenweise Pulverstangen. Heute muss ich schon überlegen, wie viele es waren. Ich schätze 10 bis 20 Haufen, jeder etwa 1.50 m hoch und in Abständen von 5 bis 10 Metern. Wir warfen die Pulverstänge vom Geschütz fort und rannten runter an das Ufer. Kaum dort, hat jemand über unsere Köpfe geschossen. Gesehen haben wir niemanden.

Jetzt rannten wir wie die Wilden los. Das Ufer hoch, über die Brücke in den Wald, Richtung Oberhausen. Bis wir merkten, dass dies nicht der richtige Weg war, um heim zu kommen, verging viel Zeit. Wir sind wieder umgekehrt und zurück gerannt aus dem Wald. Jetzt war es spät geworden, und obwohl noch keiner eine Uhr besaß, merkten wir, dass schon Sperrstunde war. Was machen? In der Nähe des Geschützes fanden wir einen großen Kabelschacht in der Erde. Da sind wir hinein und haben gewartet, bis es Nacht wurde. Unbemerkt sind wir heimgeschlichen.

Ich kann mich nicht erinnern, dass bei uns zu Hause die Haustür zugeschlossen war. Die Eltern haben auch nie gefragt, wo wir herkommen. Vielleicht bin ich auch nicht durch die Haustür, sondern an der Hausbrüstung direkt durchs Fenster in mein Schlafzimmer.

Auf der Amolter Heide standen Flakgeschütze. Oft haben wir von weitem zugeschaut, wie sie auf Flugzeuge geschossen haben. Von den Geschossen entstanden dann am Himmel die runden „Wölkchen“. Nach dem Krieg sind wir hoch und haben alles angeschaut. Vergraben unter der Erde fanden wir schöne große Holzkisten, voll gepackt mit Flakmunition. Ein Geschoss war etwa 8 bis 10 cm lang. Die Spitzen haben wir abgeschlagen. Raus kam viel Pulver. Das haben wir in einem Sack gesammelt und später unter einem Kirschbaum ausgestreut und angezündet. Die Flammen schlugen hoch in den Baum. Wir haben auch Rebholz angezündet und die ganzen Geschosse rein geworfen. Die Rebstücke sind ja in Terrassen angelegt, da sind wir eine Terrasse tiefer in Deckung.

Unsere Nachbarn Haberstroh

Vor unserem Haus an der Stollbruckstraße stand ein großes Haus mit einem kleinen Stall. Darin hatten sie eine Kuh. Als sie die Kuh kauften, haben sie dem Adolf Hitler geschrieben, und er hat sie dann bezahlt (?). 1944 war ich in Vorbereitung zum Weißen Sonntag. An dem Tag, da wir zum ersten Mal beichten sollten und ich mittags den Beichtspiegel haben sollte, drängte ich morgens meine Mutter, sie möge mir den Beichtspiegel schreiben. In diesem Alter war ich mir noch keiner Sünde bewusst. Da hörte aber meine Schwester Rita die Kuh brüllen, immer wieder brüllen. Wir wussten, sie bekam ein Kalb. Rita ging vor und stellte fest, dass von Haberstrohs niemand da war. So halfen nun meine Mutter und Rita, und das Kalb wurde geboren.

Am Mittag aber in der Kirche stand ich vor dem Pfarrer, und er fragte mich, wo ich meinen Beichtspiegel habe. Da hab ich in meinem Dialekt gesagt, dass Nachbars Kuh „kelberet“ (gekalbt) habe und Mutter deshalb keine Zeit hatte für den Beichtspiegel.

Der älteste Sohn Anton Haberstroh ist etwa 1943 gestorben. Mit seinem Bruder Otto, meinem Schulkameraden, waren wir auf dem Speicher und haben von oben auf den Sarg gesehen, der auf dem Gehsteig stand, bedeckt mit einer Hakenkreuzfahne. Helmut, ein weiterer Sohn, war Soldat und ist gefallen. Mit ihm und seinem Vater, der auch im Krieg war, haben wir einmal eine Schneeballschlacht gemacht. Dann wurde ihr Haus ausgebombt. Sie wohnten danach 50 Meter weiter unten.

Als wir Kinder hörten, dass Vater Haberstroh aus der Gefangenschaft zurück kommt, postierten wir uns auf dem Trümmerfeld seines Hauses, und er sagte dann zu uns: „Macht nichts, Kinder, die Hauptsache ist, alle sind gesund.“ Sie bekamen dann noch Zwillinge, zwei Buben. Kurz darauf verstarb Frau Haberstroh, ein Jahr später Herr Haberstroh. Alle Kinder zogen dann an den Bodensee, wo sie heute noch leben. Otto, mein Schulkamerad, ist verstorben. Haberstrohs Haus war, wie berichtet, im Keller als Bunker ausgebaut. Jetzt befindet sich hier ein kleiner Park.



Seit Mitte 1944 waren bei der Familie Biechele in Endingen deutsche Soldaten einquartiert. Hier haben sie sich zu einem Gruppenbild aufgestellt.

Foto: Privat, Reproduktion: BZ

Deutsche Soldaten

Etwa Mitte 1944 kamen in unser Haus deutsche Soldaten. Im Wohnzimmer haben sie auf Stroh geschlafen. Ihre Pferde waren in unserer Scheune untergebracht. Kamen die Pferde auf die Weide, durften wir auf den Rücken der Pferde mitgehen. Im Hof hatten sie einen großen Pferdewagen stehen. Einmal sind wir reingeklettert. Da waren Holzkisten, eingewickelt in Wollteppiche. Eine Holzkiste haben wir geöffnet, und schon fielen vier bis fünf Eierhandgranaten runter auf den Boden. Da sind wir gleich wieder verschwunden.

Im Erdgeschoss des Elternhauses war einmal eine Schlosserei. Da war eine lange Werkbank, schätzungsweise an die neun Meter lang. Die Soldaten haben hier alles repariert. Da lagen Revolver, Gewehre, Maschinengewehre und jede Menge scharfe Patronen rum. Da war nichts abgeschlossen, und wir Kinder konnten kommen und gehen, wie wir wollten.

Wenn die Soldaten auf dem Schützen exerzierten, durften wir mitmachen. Einmal haben uns ein paar Soldaten in die Reben mitgenommen. Da durfte jeder von uns mit dem Maschinengewehr einen Schuss abfeuern. Ein Soldat mussten zur Übung ein MG zerlegen, dann wurden ihm die Augen verbunden und er musste das MG wieder blind zusammenschrauben.

Im Hof des Gasthauses „Schützen“ stand die Gulaschkanone der Soldaten. Da haben wir in das Feuer einige Patronen geworfen - und die Gulaschkanone hatte plötzlich einige Löcher. In den Privatbunkern waren auch Öfen darin. Die Kaminrohre hatten ihre Öffnung nach draußen. Da haben wir manchmal auch Munition reingeworfen.

An Silvester 1944/45 schossen die Soldaten mit Leuchtschmuckmunition über unser Dach. Einige Soldaten haben uns versprochen, sie werden uns nach dem Krieg schreiben. Keiner tat es.

Weingut Schwehr

Dieses Haus stand gegenüber dem Gasthaus „Schützen“. Sie hatten große Rebflächen, aber auch viel Ackerflächen, Obstanlagen und Wiesen, zwei Ochsen und vier Kühe, auch Schweine. Hier habe ich viel gearbeitet, oftmals wie ein Knecht, ohne Bezahlung. Das Ehepaar Schwehr hatte keine Kinder, nur einen Neffen, der alles übernehmen sollte. Doch der Neffe war im Krieg.

Kurz nach Kriegsende habe ich zugeschaut, wie einige französische Weintankwagen fast den gesamten Wein des Weingutes aus dem Keller gepumpt haben. Etwa drei Monate später ist Herr Schwehr verstorben. Frau Schwehr klagte immer wieder, dass ihr Mann diesen Weinklau nicht überwinden konnte. Sie hatte eine große Wut auf die Franzosen.

Etwa ein Jahr später kam dann der Neffe, Georg Gekle, aus der Gefangenschaft heim. Er war im Elsass inhaftiert. Nach einiger Zeit kam dann seine Freundin, Lily Klein, in das Haus Schwehr. Beide waren 38/40 Jahre alt. Lily war Elsässerin und eine charmante Frau. Beim Herbstfest hat sie mir auf meine Bitte hin das Weihnachtslied auf Französisch gesungen. Ich habe sie gefragt, wie sie sich kennen gelernt haben. Sie erzählte, dass sie im Elsass auch ein Weingut haben und Leute brauchten. Da kam sie dann in das Kriegsgefangenenlager, und da standen zehn deutsche Gefangene. Herrn Gekle hat sie sich rausgesucht. Er war der einzige Ledige unter diesen zehn. Schließlich haben sie dann geheiratet. Die Hochzeit fand im Hause Schwehr statt.

Am Abend des 27.11.1944, als Freiburg zerstört wurde, standen wir Burschen auf dem Schützen und sahen die vielen großen Flugzeuge vorüberziehen. Vereinzelt einmotorige Flugzeuge waren auch darunter. Am anderen Tag, als ich dann in das Weingut Schwehr kam, war auch der Arbeiter Franz Forster da. Er war bei der Feuerwehr und erzählte mir, dass sie gestern Abend nach Freiburg mussten, um zu löschen und was er dort sah.

Da war noch unser Knecht Sepp. Wir beide waren auf dem Acker zum Kartoffelhäufeln. Mit Pflug und Ochs. Ich musste den Ochs an der Leine führen. Da habe ich in einer Furche ein Sackmesser gefunden. Es gehörte Sepp. Er sagte mir, dass er dieses Messer den ganzen Krieg durch bei sich hatte und vor einiger Zeit verloren hatte. „Wenn du jetzt ein Mädchen wärst, würde ich dir einen Kuss geben“, sagte Sepp. Oft wenn Feierabend war und Sepp heimgehen wollte, sagte er zu mir: „Erich, pass auf!“ Dann ging er in den Keller und holte sich eine Flasche Wein. Wäre da jemand gekommen wäre, hätte ich den Lichtschalter rumdrehen müssen.

Zwischen Riegel und Bahlingen hatten sie ihre Wiesen. Wir waren bei der Heuernte. Der Wagen voll geladen und der „Wiesbaum“ oben drauf. Nun hatten sie aber die Seile vergessen zum Spannen des Wiesbaums. Sepp sagte zu mir: „Erich, renn gschwind heim und hol die Seiler!“ Immerhin war eine Strecke von mindestens 5 km zu laufen - und das natürlich barfuss. Auf der Heimfahrt haben wir dann in dem Riegeler-Bier-Stammhaus Halt gemacht und ich bekam ein Bier.

Wollte man während der Besatzungszeit ein Schwein schlachten, musste man dies genehmigen lassen. Für ein Schwein hat man dann um eine Genehmigung eingereicht und ein zweites Schwein dann „schwarz“ geschlachtet.

Begann die Arbeit in den Reben, gab's viel Arbeit. Frau Schwehr hatte 6, 8 oder 10 Leute in einem Rebstück. Diesen musste ich ein warmes Mittagessen in die Reben bringen. In einem vierrädrigen Handwagen ging's durch die Hohlwegen den Berg hoch. Die Leute hatten natürlich auch Durst. Da hatte ich immer ein Korbgrüttere dabei, gefüllt mit Trinkwein. Dies war ein leichter Wein. Hatte ich unterwegs auch mal Durst, so habe ich den Handwagen an den Rain geschoben und dann direkt aus der Korbflasche getrunken. Im Weingut ging's dann weiter: von Hand Korken in die Weinflaschen, Etiketten drauf, Kapseln, Verpacken und mit dem Handwagen zur Bahn bringen.

Die vier Kühe auf der Wiese zu hüten, das war nicht einfach. Oft wollten sie abhauen. Wenn Sepp den Mist auf die Äcker gefahren hat, da hatten wir einen zweiten Mistwagen, den ich aufgeladen habe, bis er wieder zurückkam. Unter den Obstbäumen musste ich das heruntergefallene Obst auflesen für die Schweine. Da war ich mit dem Handwägili unterwegs, und die Obstsäcke waren schwer. Mit der Magd Hilda von Forchheim sind wir auf die Fruchtfelder, um Disteln rauszustechen. Hilda hatte ihr Fahrrad dabei, und ich durfte hier das Radfahren lernen.

(...)

Mutter drängte mich immer, ich solle Geld von Frau Schwehr verlangen für meine Arbeit. Unser Haus war ja kaputt. Ich brachte dies noch nicht über die Lippen und dachte mir, dass es Sache von meiner Mutter sei, dies zu regeln. Für meine Arbeit bekam ich zu Essen und Trinken und jede Menge Erfahrung in allen Dingen.

Und was es noch so gab

Kurz nach dem Krieg sah ich französische Soldaten, wie sie mit Waschkörben von Haus zu Haus gingen und Radios eingesammelt haben. Wir zuhause hatten keinen. Unser Nachbar, Hugo Wissert, Maurermeister, sagte zu uns Kindern, als wir auf der Straße waren: „So Kinder, jetzt ist Frieden. Nie mehr wird es Soldaten geben.“ Und zu mir sagte er noch: „Euer Haus häng ich auch noch zusammen.“

Ungefähr vier Wochen nach Kriegsende war ich mit meiner Schwester Rita im Erletal. Da kam vom Katharinenberg her ein deutscher Soldat auf uns zu. Er sagte, er sei Endinger und komme von Freiburg über den Kaiserstuhl gelaufen. Er hat uns ausgefragt über die Verhältnisse in Endingen.

Eines Sonntags war ich in der Hauptstraße neben dem „Pfauen“. Da stand die Frau Transer, die ich kannte, vor ihrem Haus. Plötzlich hielt eine Pferdekutsche, von Riegel kommend, vor ihr, ein Mann stieg aus, beide fielen sich in die Arme und gingen dann rein. Es war ihr Mann, der heimgekehrt war.

Im Weingut Schwehr hatten sie auch einen gefangenen [Zwangs-]Arbeiter. Er hieß Stanislaus. Ich habe ihm mal geholfen, ein Weinfass zu putzen. Er hat mir dann eine Gummi-Schleuder geschenkt. Ich stand im Futtergang des Stalles im Weingut Schwehr, da kam ein junger Bursche rein zu mir und sagte, er sei der Eduard aus Flensburg. Seine Eltern sind mit der „Gustlof“ [KdF-Dampfer] versunken. Er wollte immer mit mir nach Flensburg.

Wir kamen vom Schlittschuhlaufen vom Weiher her, als plötzlich ein Flugzeug rauchend über uns flog. Es ist dann bei Wyhl abgestürzt. Wir sind noch hingerannt. Kamen dort an, als es schon Nacht war. Wir sahen Leute, die eine Reihe bildeten, und der Wassereimer ging von Hand zu Hand. Im Dunkel sahen wir bloß einen Haufen brennen.

Erich Biechle

